

Hallisches Tageblatt.

Fortsetzung des Hallischen patriot. Wochenblatts zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse und wohlthätiger Zwecke.

N^o 170.

Sonntag den 22. Juli.

1860.

(Zum 19. Juli 1860.)

Wir trafen in diesen Tagen auf einen Kupferstich, dessen Papier fast vergilbt war, als wären schon viele Thränen darauf geflossen. Der dargestellte Gegenstand war auch zu Thränen rührend. Es war der Abschied der sterbenden Königin Louise von ihren Kindern, ihrem Gemahl. Die erkaltende Hand ruht zum letzten Scheidegruß noch in der des geliebten Mannes, und das brechende Auge überglänzt mit dem letzten Liebesstrahle die beiden jugendlichen Söhne, die vom kindlichen Schmerze gebeugt am Todeslager niedergesunken sind. Zu Häupten des Bettes stehen in Gebete und Thränen versunken der Vater der Sterbenden, Herzog Karl von Mecklenburg, die Schwester, Prinzessin Solms und die treu erprobte Pflegerin ihrer Jugend, Frau von Berg, zu Füßen zwei Aerzte, von denen einer der alte, freilich damals noch junge Heim. Und was der Künstler nicht zeichnen konnte, war das Volk, das fürchtend und hoffend, weinend und betend nach diesem Gemache blickte. „In Hohenzierik, unter dem Dache meines Vaters möchte ich wieder einmal ruhn“, war der sehnüchtige Wunsch ihres Herzens. Wer hätte geglaubt, daß diese Ruhe im Vaterhause die ewige sein würde? Folgen wir der Erzählung eines in diesen Tagen erschienenen Büchleins: „Louise, Königin von Preußen“, ein Lebensbild von Th. Bade, das wir ob seiner schönen und warmen Begeisterung für den Gegenstand unsern Lesern bestens empfehlen können. „Die Königin“ heißt es, „konnte den Tag ihrer Abreise kaum erwarten; endlich erschien er, der 25. Juni. Aber sobald die Königin sich der mecklenburgischen Grenze näherte, wich ihre Heiterkeit und bald wurde sie von einer sichtbaren Wehmuth ergriffen, als ob ein dunkles Vorgefühl ihres baldigen Dahinschei-

dens ihre Seele erfasse. Diese Wehmuth verließ sie nicht mehr, selbst mitten unter den gemüthlichen Freuden, die ihr am Hofe des geliebten Vaters bereitet wurden. Bei dem Hoffeste, das ihr zu Ehren veranstaltet wurde, machte ihre Erscheinung einen tiefen Eindruck: ihre schönen, edlen Züge, schreibt ein Augenzeuge, trugen das Gepräge des tiefen Leidens, und wenn sie die Augen gen Himmel schlug, so sprach ihr Blick, vielleicht unwillkürlich, die Sehnsucht nach der Heimath aus. Als einige Damen, die ihr von früher vertraut waren, mit Wohlgefallen auf die Perlen, ihren einzigen Schmuck, wiesen, da sagte sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen und ich habe deren so viele vergossen.“

Der König reiste einige Tage später nach und kam am 28. Juni in Strelitz an. Um die Zeit des Besuches in ländlicher Stille zuzubringen, fuhren die königlichen Herrschaften nach dem Lustschloß Hohenzierik. Von hier aus gedachte der König mit seiner Gemahlin bald wieder nach Berlin zurückzureisen. Da sich aber die Königin unwohl befand und dringende Staatsgeschäfte den König nach Berlin riefen, so reiste derselbe allein ab. Er ahnte nicht, daß er die ihm so theure Gemahlin erst in der Todesstunde wiedersehen sollte.

Am 6. Juli Morgens wurde die Königin von einem heftigen Brustkrampf befallen und schwebte fünf Stunden lang in Lebensgefahr. Unter Anordnung des geschickten herzoglichen Leibarztes Dr. Hieronymi wurden zwar sogleich alle zweckdienlichen Mittel angewendet, da sich aber die erwünschte Wirkung davon nicht alsbald äußerte, so ward von dem Könige zu persönlicher Berichterstattung über die Natur des Uebels der Geheime Rath Dr. Heim aus Berlin nach Hohenzierik gesandt.

*) Aus der seit dem 1. Juli in Berlin erscheinenden „Deutschen Zeitung.“



Bei völliger Genehmigung alles dessen, was in arzeneilicher Hinsicht geschehen war, fand er den Zustand der Königin noch nicht bedenklich; es verschlimmerte sich derselbe aber, der besten Heilmittel und der sorgfältigsten Pflege ungeachtet so schnell, daß bei der zweiten Besuchsreise des Dr. Heim der König sogleich von der Lebensgefahr seiner Gemahlin benachrichtigt werden mußte. In der Nacht vom 18. zum 19. traten die Beklemmungen wieder ein. In dieser schweren Stunde sagte die Königin zu Heim: „Ach, bedenken Sie, wenn ich dem König und meinen Kindern stürbe!“

Allmählig ließen die Schmerzen nach. „Wenn es nur erst Tag wäre!“ seufzte die Königin. Es wurde drei Uhr. Da trat der Herzog in das Krankenzimmer. Er faltete seine Hände, als er die Gequälte sah, und betete: „Herr, Deine Wege sind nicht unsere Wege! — Aber wir müssen sie wandeln.“ Und sah mit Thränen im Auge seine Tochter den Tod bekämpfen. Gegen vier Uhr trat der Doctor Heim an das Bett der Königin.

„Der König ist angekommen!“ sprach er zu ihr.

„Der König, mein Gemahl?“ rief die Königin. Und Freude und Glück leuchtete aus ihren Augen.

Der König war mit den beiden ältesten Prinzen angekommen. Als er aus dem Wagen stieg, kamen ihm die Aerzte entgegen.

„Wie geht es hier?“ fragte er.

Die Aerzte schwiegen.

Der König wußte nun Alles. Wie vernichtet trat er in das Sterbezimmer. Mit Behmuth und mit Zittern trat er an das Bett, stumm umarmte er seine Gemahlin, denn vor Traurigkeit konnte er kein Wort reden.

„Lieber Freund, was bist du so traurig?“ sprach die Königin mit sanfter Stimme. „Ist es denn so gefährlich mit mir?“

„Nein, nein!“ besann sich der König schnell. „Ich sehe dich so leiden, das ist mein Schmerz.“

Aber der König schien wie zermalmt von Schmerz. Alles, was er bis dahin vom Schicksal hatte erdulden müssen, stand in keinem Vergleich zu dem Leid der Gegenwart. Von Angst gequält, eilte er aus dem Zimmer. Er wollte die Thränen nicht sehen lassen, er wollte draußen Kraft sammeln.

„Der König geht von mir“, rief die Königin. „Er thut, als ob er Abschied nehmen wollte; sagt ihm, er solle das nicht, ich sterbe sonst gleich.“

Man wollte den König trösten, es sei noch Hoffnung da. „Ach“, sagte er, „wenn sie nicht

mein wäre, würde sie leben, aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“

Als der König wieder an das Bett getreten war, fragte die Königin: „Wer ist mitgekommen?“

„Fritz und Wilhelm“, antwortete der König.

„Gott, welche Freude!“ rief die Königin. „Laßt die Kinder zu mir kommen!“

Der Kronprinz und Prinz Wilhelm knieten vor dem Bett der Mutter nieder. „Mein Fritz! mein Wilhelm!“ rief sie wiederholt. Die Söhne weinten bitterlich in ihrem Schmerz.

So nahte die neunte Stunde — die Todesstunde. Es trat wieder ein heftiger Anfall ein. „Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod,“ rief die Leidende. Der König saß an ihrem Bette, er hatte ihre rechte Hand ergriffen. Gegenüber kniete ihre Schwester, die Prinzessin Solms, und die Freundin der Königin, Frau von Berg, an deren treuer Brust das Haupt der Sterbenden ruhte. Die Aerzte standen um das Bett, die ganze Familie war in dem Zimmer versammelt.

Es war zehn Minuten vor neun Uhr, als die Königin sanft das Haupt zurückbog, die Augen schloß und ausrief: „Herr Jesus, mach' es kurz.“ Noch einmal athmete sie auf, mit diesem stillen Seufzer endete ihr Leben.“

Seit jener Sterbensstunde in Hohenzieritz sind funfzig Jahre verflossen, eine lange Zeit, und die Welt vergißt schnell. Aber das Andenken an Louise von Preußen, ist nicht untergegangen, es hat fortgelebt, es ist in diesen Tagen ernster, mahnender Erinnerung verjüngt in hehrer Größe aus der Vergangenheit emporgestiegen. Dieses Andenken ist nicht nur ein Gemeingut des preussischen Volkes, sondern des ganzen Deutschlands. Ein schönes, edles Weib, fromm, treu, klug und sittig, war sie an Leib und Seele das Urbild germanischen Sinnes und Wesens, die Wiedererweckerin sittlicher Würde, die Pflegerin nationalen Sinnes. Ihr Herz ist an Deutschland gebrochen, das deutsche Volk darf sie als seine Märtyrin verehren und jenes Wort, das sie nach der Schlacht von Wagram und Oestreichs Fall in trostlosem Schmerz ausrief, war auch auf sie und ihren Hingang anzuwenden: Aue Germania! Sie starb ihrem Gemahl, ihren Kindern, um in der Nation neu zu erstehen. Der Todeskeim in ihrer Brust hatte sie mit prophetischem Geiste ausgestattet. Sie sollte den Stern Preußens und Deutschlands nicht wieder aufgehen sehen, aber sie nahm die freudige Hoffnung mit in die Gruft, sie wußte, daß sie eine reiche Saat ausgestreut hatte

und daß die Ernte nicht mehr so fern sein werde. Fünfzig Jahre! Kann die Geschichte sich wiederholen und sollte sie sich so schnell wiederholen? Ob ja oder nein auf diese Frage, halten wir das Andenken an Louise von Preußen hoch. Lassen wir ihr Bild auf unseren Fahnen weben und sehen wir im Ausblicken wie zur *patrona Germaniae* mit festem männlichen Vertrauen der Zukunft entgegen!

Chronik der Stadt Halle.

Bericht aus der Stadtverordneten-Sitzung am 9. Juli 1860.

Unter Vorsitz des Herrn Kaufmann Jacob wurde verhandelt:

1. Die Wirksamkeit der seit dem Februar o. thätigen Schulvögte ist insofern eine sehr segensreiche gewesen, als die Zahl der Schulverläumnisse beträchtlich abgenommen hat, und die Dauer der noch vorgekommenen eine viel geringere als früher gewesen ist, so daß es sich dringend empfiehlt die bisher nur versuchsweise getroffene Einrichtung zu einer dauernden zu machen. Denn da die Schulvögte vorzugsweise dazu verwendet werden, die die Schule verläumenden Kinder zwangsweise herbeizuholen und dadurch dem liederlichen Umhertreiben derselben entgegenzuwirken, wozu sehr häufig die Macht der Eltern, welche bereits früh ihrem Broderwerbe nachgehen, nicht ausreicht, selbst wenn sie mit Strafen zu ihrer Schuldigkeit angehalten werden, so würde der jetzige zufriedenstellende Schulbesuch bald wieder mangelhafter werden. Deshalb beantragt der Magistrat die Beibehaltung der Schulvögte in bisheriger Art und gegen die bisherige Remuneration zunächst bis zur Einweihung der zu erbauenden Armenschule zu genehmigen.

Diese Genehmigung wird von der Versammlung erttheilt.

2. Der bisherige Inspector der Gas-Anstalt Herr Horn folgt einem Rufe nach Bremen. An seine Stelle hat das Gas-Curatorium den bisherigen Inspector der Gas-Anstalt zu Chemnitz, Jacobi, in Vorschlag gebracht, und da demselben günstige Zeugnisse zur Seite stehen, der Magistrat auch seine Annahme unter den von ihm gestellten

Bedingungen befürwortet, so genehmigt die Versammlung, daß dem Herrn Jacobi das Amt eines Inspectors hiesiger Gas-Anstalt übertragen werde.

3. Der Magistrat hat den Beschluß der Versammlung, das neue Schulgebäude mit Schieferdecken zu lassen, mehrseitiger Prüfung unterworfen, alle Gutachten aber, auch das der Bau-Commission stimmen darin überein, daß eine Zinkbedachung vorzuziehen sei, weil eine Schieferbedachung zu der angenommenen Fagade nicht passe, und auch der Einwand, daß ein Zindach theurer sei, nicht zutrefte, weil dasselbe einmal eine geringere Fläche habe, dann aber auch weil schwächeres und daher bedeutend wohlfeileres Holz zu den Unterlagen verwendet werden könne, auch die Befürchtung, daß ein Zinkdach vieler Reparaturen bedürfe, durch die jetzt angewendeten neuern Constructionen vollständig beseitigt werde. Der Magistrat beantragt demnach sich damit einverstanden zu erklären

- 1) daß das Schulhaus mit einem Zinkdach veranschlagt werde,
- 2) daß die Stadt den Zink selbst ankaufe und bloß die Arbeiten verdungen werden.

Die Versammlung genehmigt beide Anträge.

4. Mit Bezug auf den Beschluß bei Abnahme der Leihamts-Rechnung pro 1859 beantragt der Magistrat in Rücksicht, daß das Leihamt die ganzen Bau- und Einrichtungskosten des Rathskellersaales aus eigenen Mitteln getragen hat, die Miethe für das Geschäftslokal auf 200 *Rh.* jährlich festzusetzen.

Die Versammlung erklärt sich einverstanden, daß die Lokalmiethe zu dem angegebenen Betrage in den Etat aufgenommen werde.

Sitzung am 16. Juli.

1. Ueber die Lieferung der Bruchsteine zu den Fundamenten des neuen Schulgebäudes, sowie über die Ausschachtung des Baugrundes hat ein Submissionsverfahren stattgefunden, worüber der Magistrat die Verhandlungen mit dem Antrage sendet, für die Steine dem Kaufmann König in Siebichenstein mit 4 *Rh.* 12 $\frac{1}{2}$ *Sgr.* pro Ruthe und für die Ausschachtung den beiden Schachtmeistern Benkert und Brückner mit 17 $\frac{1}{2}$ *Sgr.* pro Schachtruthe den Zuschlag zu ertheilen.

Die Versammlung genehmigt den Zuschlag an König mit 4 *Rh.* 7 *Sgr.* 6 *S.* unter der Bedingung, daß die Stadt selbst das Aufräumen der Steine besorgt, und an Benkert und Brückner

für ihre Forderung von $17\frac{1}{2}$ *Sgr.* pro Schachtelruthe.

2. Bereits im August v. J. stellte die hiesige Zuckersiederei-Compagnie bei dem Magistrat den Antrag, darein zu willigen, daß sie bei einem nöthig werdenden Neubau, Behufs dessen auch das kleine Wohnhaus Nr. 12 niedergerissen werden würde, auf dem Hospitalplatz in eine gerade Linie einrücken könne, und ihr der dazu nöthige schmale Streifen von ca. 11 □ Ruthen von dem Hospitalplatze käuflich überlassen werde. Der Magistrat fand hierbei kein Bedenken, erachtete vielmehr einen ansehnlichen Neubau für eine Verschönerung des Platzes und erklärte sich unter Vorbehalt der wirklichen Bebauung und der Vorlegung der Baupläne zur Genehmigung, mit der Ueberlassung einverstanden; den Preis hielt derselbe mit 36 *Rth.* pro □ Ruthe angemessen. Die Versammlung stimmte dem zwar zu, erhöhte aber den Preis auf 40 *Rth.* pro □ Ruthe, wozu denn auch die genannte Gesellschaft das Terrain für die eventuelle Bebauung annahm.

Dieselbe Gesellschaft hatte bei Gelegenheit des Antrages ferner an den Magistrat die Anfrage gestellt: ob derselbe vielleicht geneigt sein möchte, ihr von dem an ihr Gehöft anstoßenden hinteren Theile des Hospitalgartens einen schmalen Streifen von 50 Fuß Breite abzulassen, dieselbe wollte in diesem Falle für den, nach ihrer Ansicht dem Hospital durchaus entbehrlichen und Ertraglosen, auch für keinen Dritten jemals brauchbaren Fleck von $1\frac{1}{2}$ Morgen Größe, die Summe von 2000 *Rth.* bezahlen, würde solchen aber auch nur gerade jetzt, bei Gelegenheit der beabsichtigten Umbauten mit verwenden, später dann nicht mehr gebrauchen können. Der Magistrat theilte dies der Versammlung mit dem Bemerkten mit, daß er sich zu solchem Verkauf nur ungern und nur dann entschließen könne, wenn dem Hospital wirklich ein erheblicher Vortheil daraus entstünde. Die Versammlung hielt dafür, daß die Abtretung dieses, sehr geringen Bodenwerth und für Andere durchaus keinen Banwerth habenden kleinen Streifen, in der Ausdehnung des Hospitalgartens kaum bemerkbar sein werde und der Schönheit der Anlagen nur auf einige Jahre Abbruch thun könne, wo dann die Anlagen wieder herangewachsen wären. Dagegen werde es der Anstalt von dauerndem Nutzen sein und die nach Maaßgabe der gemehrten städtischen Bevölkerung so dringend nöthigen Vermehrung der Freistellen wesentlich fördern, wenn sich für diesen Fleck der Preis von 40

Rth. pr. □ R. (3600 *Rth.* pr. halben Morgen) erlangen lasse und sie stimme demgemäß für einen solchen Verkauf. Der Magistrat entschloß sich hierauf auch seinerseits zu der Weggabe, glaubte jedoch, daß der Preis von 50 *Rth.* pr. □ R. (4500 *Rth.* pr. halben Morgen) nicht zu hoch sein würde und es wurde demnach der Zuckersiederei-Comp. mitgetheilt, daß sie zu diesem Preise und unter mehreren Bedingungen, welche für die Sicherung des Hospitals gegen Inconvenienzen nöthig waren (z. B. die Verpflichtung nahe an der Grenze keine über 25' hohe Gebäude zu bauen, auch keine übelriechenden Anlagen dahin zu bringen zc.), den fraglichen Fleck erhalten könne, sofern die höhere Genehmigung dazu erteilt werde. Die Gesellschaft erklärte hierauf, daß sie mit den Bedingungen zwar einverstanden sei, den Preis von 50 *Rth.* aber nicht zu geben im Stande sei, sie glaube schon über jeden Werth geboten zu haben, wolle indessen ihr Gebot auf 40 *Rth.* pr. □ R. erhöhen, was indessen das Aeußerste wäre, was sie thun könne. Da die städtischen Behörden auch die demgemäße Summe von 3600 *Rth.* für eine solche hielten, deren Zuwachs sie dem Vermögen des Hospitals, gegen ein so wenig merkbares Opfer, nicht entziehen dürften, so beschloßen sie den Verkauf und kamen bei der Königl. Regierung zu Merseburg um die Genehmigung ein. Seitens dieser wurde indessen die Erlaubniß des Verkaufs versagt, da die Ausdehnung und Schönheit des Gartens durch die Abtretung nicht unwesentlich leiden würde und derselbe schon jetzt nur dem Bedürfniß der Erholung für die 70 Hospitaliten entspreche; da ferner auch eine Näherückung der gewerblichen Anlagen an das Hospital leicht nachtheilig werden könnte und da endlich eine Vermehrung der Freistellen in größerem Maaße, als durch die Dotation des Hospitals selbst möglich werde, durchaus nicht erforderlich sei; indem dieses nicht gestiftet sei, um die Armenlast der Stadt Halle zu erleichtern, sondern nur um den stiftungsmäßig aufgenommenen Hospitaliten einen gesunden und sorgenfreien Aufenthalt zu geben. Dieser Zweck aber werde durch den Verkauf des dazu unentbehrlichen Grund und Bodens wesentlich gefährdet. Der Magistrat konnte diese Gründe als zutreffend nicht anerkennen und wendete sich demgemäß zur Erlangung der Genehmigung an das Ministerium des Innern. Er führte dabei die erwähnten Ansichten der städtischen Be-

(Fortsetzung in der Beilage.)